



Geschichte

Franz Steiner Verlag

54

TRANSATLANTISCHE HISTORISCHE STUDIEN

Melanie Henne

Training Citizenship

Ethnizität und Breitensport in Chicago, 1920–1950

Melanie Henne
Training Citizenship

TRANSATLANTISCHE HISTORISCHE STUDIEN

Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts

Washington, DC

Herausgegeben von

Hartmut Berghoff, Mischa Honeck, Jan Jansen

und Britta Waldschmidt-Nelson

Band 54

Melanie Henne

Training Citizenship

Ethnizität und Breitensport in Chicago, 1920–1950



Franz Steiner Verlag

Umschlagabbildung:

American Sokol Slet in Chicago 1941, Soldier Field.

In: Sokol, Educational and Physical Culture Association by Jarka Jelinek and Jaroslav Zmrhal, Chicago, Illinois, 1944, S. 55.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2015

Zugl.: Univ. Erfurt, Diss. 2012

Umschlaggestaltung: r² Röger & Röttenbacher, Leonberg

Druck: AZ Druck und Datentechnik, Kempten

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-10955-0 (Print)

ISBN 978-3-515-11012-9 (E-Book)

INHALT

Vorwort.....	7
1. Einleitung	9
1.1 Sport als Praxis von „guter Staatsbürgerschaft“: Historischer Kontext und Fragestellungen	14
1.2 Theoretische Konzeptionen von Subjektivierung, Körpern und Körperpraktiken	21
1.3 Forschungsstand	30
1.4 Quellenmaterial	40
1.5 Gliederung der Arbeit.....	45
2. Sport und Migration im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert..	47
2.1 Sport in Chicago.....	47
2.2 Restriktive Migrationsgesetzgebung und Konzeptionen von Staatsbürgerschaft	57
2.3 Das Jewish People’s Institute und die American Sokol Union	71
3. Körperideale – Körpernormen	93
3.1 Körperliche Erziehung und Gesundheitskonzepte im JPI.....	94
3.1.1 Zielsetzungen des JPI als soziale Institution	95
3.1.2 „Developing a healthy population“: Gesundheitsfürsorge im JPI.....	117
3.2 Patriotismus und Körperideale der Sokol.....	136
3.2.1 „A sound mind in a sound body“: Sokol’sche Körperideale	136
3.2.2 „In harmony with Americanism“: Patriotische Körper als Sokolideal	151
3.3 Fazit	182
4. Körperpraktiken	185
4.1 Zwischen <i>mass drills</i> und amerikanischen Mannschaftssportarten: Subjektbildung in der ASU	185
4.1.1 Sokol Slets und <i>mass drills</i>	185
4.1.2 Gymnastik versus Mannschaftssport: Die Sokoljugend in der Krise?.....	203
4.1.3 Modifikation von Sokolpraktiken als Form des Krisenmanagements.....	213

4.2 „We have made ourselves felt in the field of athletics“:	
Sportprogramme im JPI	222
4.2.1 „Aquatic Stars“: Erfolge im Schwimmsport als Marker hybrider Selbstpositionierung	226
4.2.2 Geschlechterkonstruktionen in Mannschaftssportarten: Basketball, Baseball, Volleyball.....	236
4.2.3 Der Boxsport im JPI als Amerikanisierungstechnologie	258
4.3 Fazit	270
5. Körperräume – lokale und transnationale Räume der Subjektivierung.....	273
5.1 JPI-Camps als Trainingslager erwünschter Selbstführung.....	274
5.2 Sokol Slets als transnationaler Raum hybrider Subjektivierung	305
5.3 Fazit.....	326
6. Schluss	331
Literaturverzeichnis.....	343
Index.....	375

VORWORT

Dieses Buch ist nicht allein das Produkt aus Archivrecherchen und Schreibtätigkeiten im heimischen Kämmerlein. Vielmehr hat erst ein intensiver wissenschaftlicher Austausch diese Arbeit ermöglicht. Ganz herzlich bedanken möchte ich mich vor allem bei Jürgen Martschukat und Claudia Kraft, die mein Dissertationsprojekt von Beginn an intensiv begleitet haben. Ihr Rückhalt, ihre Ermutigung und ihre fachliche Expertise waren für dieses Projekt unverzichtbar. Olaf Stieglitz war ein unermüdlicher Diskussionspartner, der das Manuskript in jedem Entwicklungsstadium durch seine konstruktiven Anmerkungen maßgeblich vorangebracht hat. Danke, der Austausch hat unglaublich viel Spaß gemacht!

Ebenso wichtig für dieses Buch war die (erweiterte) Erfurter Community. Ob nun im Mittelbaukolloquium oder im Nordamerikakolloquium, die oftmals hitzigen (Theorie-) Diskussionen sowie die unzähligen Kickerturniere mit euch allen waren großartig! Insbesondere vielen Dank für die konstruktiven Anmerkungen zu diversen Kapitelrohfassungen sowie die jahrelange Unterstützung und den Spaß an: Philipp Dorestal, Sebastian Dorsch, Sebastian Jobs, Felix Krämer, Nora Kreuzenbeck, David Sittler und Patricia Wiegmann. Ein riesiges Dankeschön geht darüber hinaus an Nina Mackert und Silvan Niedermeier, die sich durch das komplette Manuskript wühlten, zu jeder Zeit alle offenen Fragen mit mir diskutierten und vor allem immer an das Projekt geglaubt haben.

Den Mitgliedern des DFG-Projekts „Sport, Körper und Subjekt: Sportgeschichte als Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Moderne“ möchte ich dafür danken, dass ich an den inspirierenden Workshops und Veranstaltungen zur Sportgeschichte teilnehmen und auch in diesem Rahmen einen Teil meiner Forschungsergebnisse diskutieren durfte. In diesem Kontext danke ich insbesondere Kirsten Heinsohn für die Einsichten in die jüdische Sportgeschichte und Christian Orban für den regen Austausch zur US-Sportgeschichte.

Über die Jahre haben darüber hinaus die Gespräche mit Wissenschaftler/innen auf Konferenzen, Workshops oder während Forschungsaufenthalten meine Perspektiven erweitert. Ganz besonders möchte ich mich bei Uta A. Balbier, James R. Barrett, Steve Estes, James Gilbert und Christopher Young für die Unterstützung bedanken. Auch allen Bibliothekar/innen und Archivar/innen in der *Library of Congress*, dem *Chicago History Museum*, dem *Harold Washington Library Center* in Chicago, dem *Spertus Museum* sowie der *Re-*

genstein Library der University of Chicago sei für ihre Hilfe bei Recherchefragen gedankt.

Dem Deutschen Historischen Institut in Washington, DC möchte ich danken für das Stipendium, das mir einen Archivaufenthalt in den USA ermöglicht hat, sowie für die Aufnahme des Manuskripts in seine Reihe „Transatlantische Historische Studien“ und die Übernahme der Druckkosten. Hier gilt mein Dank insbesondere Mischa Honeck und Britta Waldschmidt-Nelson, die die Überarbeitung des Manuskripts sehr hilfreich begleitet haben.

Nicht zuletzt möchte ich mich ganz herzlich bei allen langjährigen Freund/innen außerhalb des Wissenschaftsbetriebs sowie bei meiner Familie für den emotionalen Rückhalt während dieser intensiven Zeit bedanken. Last but not least: Mein Dank an Andree für seine bedingungslose Unterstützung kann nicht groß genug sein.

1. EINLEITUNG

Singt er oder singt er nicht? Diese Frage beschäftigte die Medien bei den letzten Testspielen zur Vorbereitung auf die Fußballweltmeisterschaft 2010 in Südafrika. Das Singen der deutschen Nationalhymne vor Spielbeginn gehört in den Augen vieler Fans, Spieler und nicht zuletzt einiger Trainer als wichtiges Element zu jedem Spiel der Nationalelf. Dabei standen insbesondere Spieler mit Migrationsbiographie im Zentrum massenmedialer Aufmerksamkeit. Warum sangen die gebürtigen Polen Lukas Podolski und Piotr Trochowski sowie Sami Khedira, der einen tunesischen Vater hat, und Mesut Özil, dessen Familie aus der Türkei nach Deutschland gekommen war, etwa beim WM-Testspiel gegen Bosnien-Herzegowina nicht mit? Bedeutete dies, dass sie sich nicht hundertprozentig mit Deutschland identifizierten?¹ Gerade Mesut Özil muss sich wiederholt rechtfertigen, warum er die deutsche Nationalhymne nicht singt. Dabei scheint er seine unbedingte Loyalität zu Deutschland beständig neu bekunden zu müssen, um in den Massenmedien als Mitglied der deutschen Nationalmannschaft akzeptiert zu werden.²

Die gegenwärtige Diskussion um Spieler mit familiärer Migrationsbiographie, die weit über den sportlichen Aspekt ihres Berufs hinausgeht, verweist auf zentrale Fragen einer Einwanderungsgesellschaft. Es geht um Konzepte von Nation und Staatsbürgerschaft, um Teilhabe und Loyalität, aber auch um Migration und Integration sowie die Selbstpositionierungen von Individuen mit familiärer Migrationsbiographie. Für wen ist es möglich, als loyaler Repräsentant Deutschlands angesehen zu werden, auch wenn er die Hymne nicht singt? Was sagt darüber hinaus die in diesem Kontext hitzig geführte Diskussion zur doppelten Staatsbürgerschaft über Vorstellungen eines deutschen Gemeinwesens aus? Zentraler Bestandteil ist dabei der Umgang mit pluralen oder hybriden nationalen Identifikationen. Mit wessen Selbstverständnis von Deutschland sind sie kompatibel und wen schließt diese in der Konzeption der deutschen Nation kategorisch aus?

- 1 Vgl. exemplarisch dazu Nationalhymne. Singen oder nicht singen, in: news.de, 4.6.2010, <http://www.news.de/sport/855059802/singen-oder-nicht-singen/1/> [5.4.2011].
- 2 Özil erklärte in verschiedenen Interviews, dass er die Nationalhymne nicht mitsinge, weil er vor Spielbeginn (auch für den Sieg) beten würde. Gleichzeitig betont er: „Obwohl ich nicht mitsinge, identifiziere ich mich hundertprozentig mit Deutschland.“ Vgl. Dobbert, Özil; Interview mit Mesut Özil. Toni Schumacher hatte 1984 anfangs die Hymne ebenfalls nicht mitgesungen, ohne damit gleich eine nationale Debatte über seine Loyalität zu Deutschland auszulösen, vgl. Deutsche Töne.

Dieses Szenario macht deutlich, dass Vorstellungen nationaler Zugehörigkeit sowie sozialer Selbstverortung aufs Engste mit sportlichen Praktiken verknüpft sind. Dies ist jedoch nicht nur ein deutsches Phänomen der letzten Jahre. Die vorliegende Arbeit geht dieser Frage aus historischer Perspektive nach, indem sie sich mit Athlet/innen³ in Chicago beschäftigt, die sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts selbst als tschechisch oder jüdisch identifizierten. Meine Analyse wird zeigen, dass Sportpraktiken auch schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen mit vielschichtigen nationalen Selbstbeschreibungen verwoben waren. Dies illustrieren beispielsweise die zahlreichen Sportfeste, die tschechische Migrant/innen⁴ und deren Nachkommen als Mitglieder der Gymnastikorganisation *Sokol* in den zwanziger und dreißiger Jahren in Chicago abhielten. Auf ihnen wurden sowohl tschechoslowakische als auch US-amerikanische patriotische Lieder gespielt und gesungen, wobei die jeweiligen Nationalhymnen die Höhepunkte der nationalen Inszenierungen bildeten. Tschechische Migrant/innen und deren Nachkommen scheinen demnach in den USA bei ihren sportlichen Aktivitäten sowohl die Tschechoslowakei als auch die USA gefeiert zu haben. Und auch die Sportler/innen des *Jewish People's Institute* (JPI) – eine Einrichtung für jüdische Migrant/innen in Chicago, die neben den Sokolathlet/innen im Zentrum der Studie steht – inszenierten sich in ihren Sportveranstaltungen in einem identitären Spannungsfeld aus Amerikanischsein und Jüdischsein. Wie können solche komplexen Verortungsprozesse erklärt werden, und wie wurden über Sportaufführungen Nationalgefühle evoziert oder ethnische, nationale und transnationale Identitäten produziert? Genau das ist das Thema dieses Buches.

In einem Spannungsverhältnis zu den vielschichtigen Selbstpositionierungen der Sokolmitglieder standen zeitgenössische Forderungen nach unbedingter Loyalität zu den USA, die mit Vorstellungen von „guter amerikani-

- 3 Diese Schreibweise bezeichnet im Folgenden eine Gruppe von Menschen unterschiedlichen Geschlechts. Ich möchte auf die soziale Konstruiertheit von Geschlecht und dabei insbesondere der Zweigeschlechtlichkeit verweisen. Vgl. dazu AG Queer Studies (Hg.), *Verqueerte Verhältnisse*, 10. Wenn im Text explizit nur die männliche oder weibliche Form verwendet wird, verweist dies auf entsprechende Selbstpositionierungen bzw. darauf, dass entsprechende Individuen in den Kontexten explizit als Männer oder Frauen angerufen wurden.
- 4 Die Protagonist/innen der Studie werden als Migrant/innen und nicht etwa als Immigrant/innen bezeichnet, um dem vielfach un abgeschlossenen Charakter von Migrationsprozessen Rechnung zu tragen. Zudem ist zu berücksichtigen, dass Migrant/innen tschechischer Herkunft und deren Kinder in den USA in den zwanziger bis vierziger Jahren neben der Identifikation als Amerikaner/innen überwiegend auch an der Selbstbezeichnung als Tschech/innen festhielten. Sie verstanden sich zumeist gerade nicht als Tschechoslowak/innen, obwohl sie sich nach dem Ersten Weltkrieg auf die neu gegründete Tschechoslowakei als familiäres Herkunftsland bezogen. Dies stellte nicht zuletzt auch eine explizite Abgrenzung zu Slowak/innen dar, die in Kapitel 2.3 ausführlicher thematisiert wird. Dieser Selbstbezeichnung folgt auch die vorliegende Studie.

scher Staatsbürgerschaft“ verbunden waren. Dies stellt ein dominantes zeitgenössisches Konzept im Kontext von Einwanderungs- und Amerikanisierungsdebatten dar. Daran anknüpfend bildet die Frage, wie Migrant/innen und deren Nachkommen in Sportkontexten zu „guten amerikanischen Staatsbürger/innen“ wurden, den roten Faden der Arbeit. Wie schrieben sich verschiedene Migrationsgruppen in Diskurse zu „guter amerikanischer Staatsbürgerschaft“ ein? Ein erklärtes Ziel dieser Untersuchung besteht darin, die diversen und auch widersprüchlichen Bedeutungen aufzuzeigen, mit denen Migrant/innen dieses Konzept belegten.

*Die American Sokol Union und das Jewish People's Institute:
Methodische Überlegungen zum Untersuchungsgegenstand*

Im Mittelpunkt der Studie stehen zum einen die *American Sokol Union* (ASU) und zum anderen das *Chicago Hebrew Institut* (CHI), das 1922 in *Jewish People's Institute* (JPI) umbenannt wurde. Beide Organisationen waren in Chicago, einer der Einwanderungsmetropolen der USA im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert, angesiedelt. Die ASU, der Dachverband der tschechisch-amerikanischen Sokolvereine in den USA, ging auf die tschechische Turnbewegung zurück, deren Ideen und Sportpraktiken tschechische Migrant/innen in den 1860er-Jahren mit in die USA gebracht hatten. Das 1903 gegründete CHI stellte hingegen eine Einrichtung explizit für Chicagoer Juden und Jüdinnen dar, die die Amerikanisierung jüdischer Migrant/innen aus Osteuropa vorantreiben sollte. Mit dem Fokus auf die ASU und das JPI nimmt diese Arbeit zwei Migrant/innenorganisationen in den Blick, deren Hinterlassenschaften und Publikationen detaillierte Einblicke in die alltäglichen Sportpraktiken von Migrant/innen und deren Nachkommen zulassen. Damit unterscheiden sie sich von den meisten anderen Sportvereinen von Migrant/innen in Chicago, deren Vereinsunterlagen oftmals nicht überliefert sind.⁵ Darüber hinaus stellen diese beiden Organisationen aufgrund ihrer Publikationen, die reich an Selbstreflexionen sind, gerade für die Analyse von Körperidealen und den Bedeutungszuweisungen von Sportpraktiken im Kontext von Amerikanisierungsforderungen einen exzellenten Untersuchungsgegenstand dar.⁶

Zudem kann es als eine Gemeinsamkeit ihrer Mitglieder angesehen werden, sich zu dem Amerikanisierungsdruck in der Zwischenkriegszeit positionieren zu müssen. Sowohl die Sokolathlet/innen als auch die Mitglieder des JPI fielen in der zeitgenössischen Kategorisierung primär in die Gruppe der osteuropäischen Migrant/innen und deren Nachkommen. Beide waren damit

5 Eine weitere Ausnahme stellen die deutschen Turner dar, die jedoch bereits den Gegenstand zahlreicher Studien von Annette R. Hofmann bilden, vgl. dazu auch Anm. 14.

6 Vgl. dazu ausführlicher die Diskussion der Quellenlage im weiteren Verlauf der Einleitung.

rassistischen und im Fall des JPI auch antisemitischen Stigmatisierungen ausgesetzt.

Dennoch weisen diese beiden Sportorganisationen zahlreiche Unterschiede auf, so dass deren Untersuchung ein differenziertes Spektrum an Sportpraktiken, Körperbildern und Identifikationsmöglichkeiten aufzeigen kann. Während sich die Sokolmitglieder neben ihrer Identifikation als Amerikaner/innen primär als Tschech/innen bezeichneten und sich damit auf tschechische Nationaldiskurse bezogen, vereinte das JPI Mitglieder unterschiedlicher nationaler Herkunft und Muttersprachen. Im JPI dominierte die Selbstpositionierung als jüdisch, wobei das familiäre Herkunftsland eine untergeordnete Rolle spielte und nationale gegenüber religiös-kulturell begründeten Identifikationen in den Hintergrund traten.

Darüber hinaus unterschieden sich beide Organisationen in ihren Sportpraktiken. So legte die Sokolbewegung einen Schwerpunkt auf Gymnastik, während das JPI hauptsächlich Mannschaftssportarten förderte. Zudem bezog sich die Sokolbewegung in den USA auf eine Kontinuität zu den Sporttraditionen im familiären Herkunftsland ihrer Mitglieder, während osteuropäische Juden und Jüdinnen über keine ausgeprägten Sporttraditionen verfügten. Außerdem bestanden strukturelle Unterschiede zwischen beiden. Das JPI wurde oft auch mit seinem Institutsgebäude in Chicago assoziiert, in dem alle Aktivitäten stattfanden. Die Sokolbewegung hingegen war durch einen Dachverband mit Hauptsitz in Chicago sowie zahlreiche regionale Vereine gekennzeichnet.

Mit dieser Studie strebe ich weder eine vollständige Organisations- bzw. Institutionsgeschichte noch eine umfassende Analyse des Migrant/innensports in der Zwischenkriegszeit in Chicago an. Vielmehr begreife ich das JPI und die ASU als zwei Untersuchungsfelder, deren jeweils spezifische und oftmals sehr unterschiedliche Körperbilder und Körperpraktiken ich herausarbeite. Diesbezüglich zeigt meine Arbeit, dass beide Organisationen Anteil an der historisch wirkmächtigen Beziehung von Körper, Sport und Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“ hatten. Gleichzeitig verweist meine Untersuchung auf die vielfältigen Verortungsmöglichkeiten, die sich innerhalb dieser diskursiven Rahmung ergaben. Ein Fokus liegt hier auf den unterschiedlichen Facetten der Körperbilder und Körperpraktiken beider Organisationen, die ein Feld von Handlungsoptionen für die Mitglieder aufspannten. Diese Optionen standen im Spannungsfeld von Adaption, Ablehnung und Umdeutung dominanter US-Staatsbürgerschaftskonzepte und beinhalteten die Integration kultureller Selbstbilder.

Diese Studie ist nicht explizit vergleichend angelegt. Das JPI und die ASU sollten nicht als repräsentative Institutionen für jüdischen beziehungsweise tschechischen Sport in Chicago begriffen werden. Denn Juden und Jüdinnen mit Migrationsgeschichte und ebenso Migrant/innen tschechischer

Herkunft und deren Nachkommen⁷ waren in vielfältigen Räumen sportlich aktiv.⁸ Ein mikrohistorischer Ansatz schärft hier den Blick für die Vielschichtigkeiten und Widersprüchlichkeiten in den Handlungsoptionen historischer Akteur/innen.⁹

Ein zentrales Ziel dieses Buches ist es, die miteinander verschränkten Felder Migration und Sport¹⁰ in den USA des frühen 20. Jahrhunderts einer historisch-kritischen Betrachtung zu unterziehen. Die Forschungsperspektive dieser Studie ist nicht zuletzt von den gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Diskursen geprägt, die in den Debatten zur deutschen Nationalmannschaft in der WM 2010 aufscheinen. Kritische Geschichtsschreibung heißt jedoch nicht nur die Standortgebundenheit der eigenen Perspektive anzuerkennen:

A critical history, that is to say, is a way of utilising investigations of the past to enable one to think differently about the present, to interrogate that in our contemporary expe-

- 7 Über Juden und Jüdinnen tschechischer Herkunft sind leider weder im Kontext der Sokol noch im Kontext des JPI nähere Informationen auffindbar. Es scheint jedoch, als sei das JPI deren primäre Anlaufstelle gewesen, da Sokolvereine in den Böhmisches Ländern teilweise ähnlich wie deutsche Turnvereine im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert antisemitische Positionen vertraten und jüdischen Sportler/innen den Zugang zu ihren Vereinen verwehrten. Vgl. dazu Bryant, Prague in Black, 17. Daher verfügten jüdische Migrant/innen aus Osteuropa weniger wahrscheinlich über Sporterfahrungen innerhalb der Sokolbewegung in ihrem Herkunftsland, die ihren Beitritt in amerikanische Sokolvereine gefördert hätten. Darüber hinaus scheinen sich viele jüdische Migrant/innen in den USA primär über ihr „Jüdischsein“ und weniger über ihre nationale Herkunft identifiziert zu haben, was das JPI als dezidiert jüdische Anlaufstelle wahrscheinlich macht. Zudem gilt es zu bedenken, dass beide Organisationen ein umfassendes Freizeitprogramm boten, was die aktive Mitgliedschaft in beiden Sporteinrichtungen zeitlich unvereinbar erscheinen lässt. Diese Hinweise sollen jedoch nicht ausschließen, dass jüdische Migrant/innen sich nicht auch gleichzeitig als Mitglieder der tschechischen Community verstehen konnten. Diese Fragen wären im Rahmen einer eigenständigen Studie zu beantworten.
- 8 Vgl. zum vielfältigen Sporttreiben jüdischer und tschechischer Migrant/innen Riess, Introduction, 1–57; Levine, Ellis Island; Riess (Hg.), Sports.
- 9 Eine solche Perspektive hat maßgeblich Alf Lütke unter dem Konzept der Alltagsgeschichte etabliert, vgl. Lütke, Alltagsgeschichte, wobei einige ihrer Prämissen mit dem *cultural turn* in den neunziger Jahren auch in kulturwissenschaftliche Fragestellungen miteinfließen. Vgl. darüber hinaus zum Potenzial von Mikrostudien für das tiefere Verständnis von größeren historischen Zusammenhängen und Gesellschaftsstrukturen Medick, Mikro-Historie, 40–53, sowie Ulbrich, Mikrogeschichte.
- 10 Vgl. wegweisend zur Entstehung des modernen, organisierten Sports im Zuge von Urbanisierung und Industrialisierung Riess, City Games, sowie Dunning, Sport in Space, der die Entstehung des modernen Sports – gekennzeichnet durch Mannschaftssportarten, ein kodifiziertes Regelwerk, verschiedene Spielerteams sowie Zuschauer – in England im 19. Jahrhundert verortet. Dabei gilt es Sport als historisches Phänomen zu begreifen, dessen Rationalitäten einem historischen Wandel unterliegen. Meine Arbeit verwendet einen sehr weit gefassten Sportbegriff, der auch Körperpraktiken wie beispielsweise Gymnastik umfasst.

rience which we take for granted, through an examination of the conditions under which our current forms of truth have been made possible.¹¹

Diesem Credo folgend eröffnet das Historisieren von Fragen nach Nation, Staatsbürgerschaft und Integration gleichzeitig auch eine kritische Perspektive auf gegenwärtige Migrationsdebatten. Es ermöglicht solche Debatten als Prozesse zu verstehen, in denen kulturelle Formationen wie die der Nation konstruiert werden. Auf diese Weise können Vorstellungen von Nation, Staatsbürgerschaft und Zugehörigkeit entnaturalisiert und als historisch veränderbar und damit als Teil eines politischen Aushandlungsprozesses begriffen werden. Ausgehend von dieser Verortung der Arbeit wird im Folgenden der Untersuchungsgegenstand in einen historischen Kontext eingebettet. Zudem werden die zentralen Fragestellungen vorgestellt.

1.1 SPORT ALS PRAXIS VON „GUTER STAATSBÜRGERSCHAFT“: HISTORISCHER KONTEXT UND FRAGESTELLUNGEN

In der Zeit zwischen 1860 und 1920 stieg die Bevölkerungszahl der USA von dreißig auf 105 Millionen Menschen an. Im Jahr 1920 waren 14 Millionen der Einwohner/innen im Ausland geboren. Weitere 22 Millionen ließen sich zur zweiten Einwanderungsgeneration zählen. Migrant/innen und ihre Kinder stellten 1920 mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung der USA. Migrationsbewegungen trugen maßgeblich dazu bei, dass die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts von großen gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt war. Die USA wandelten sich von einer vornehmlich landwirtschaftlich geprägten Gesellschaft zu einer Industrienation, in der urbane Zentren wie New York und Chicago an Bedeutung gewannen.¹²

Chicago erlebte in dieser Zeit einwanderungsbedingt einen rasanten Bevölkerungsanstieg. So hatte sich die Bevölkerung zwischen 1880 und 1890 von 500.000 auf über eine Million Einwohner/innen verdoppelt, was Chicago zur zweitgrößten Stadt der USA und zur fünftgrößten der Welt machte. Um 1900 stellten Migrant/innen der ersten und zweiten Einwanderungsgeneration 66 Prozent der Bevölkerung Chicagos. Chicago war damit für viele Migrant/innen in den USA eine zentrale Anlaufstelle.¹³

Doch nicht nur Chicagos Status als Einwanderungsmetropole im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert definiert die Stadt als geeigneten Untersuchungsraum. Darüber hinaus war Chicago eines der Zentren für migrantische Sportkultur. So galt Chicago beispielsweise als Hochburg der deutschen

11 Rose, *Governing the Soul*, 4. Vgl. dazu auch Bröckling, *Das unternehmerische Selbst*, 44.

12 Daniels, *Coming to America*, 125, 274.

13 Brinkmann, *From Gemeinde*, 127; Pickus, *True Faith and Allegiance*, 69.

Turnbewegung, die schwäbische Turner 1948 in Cincinnati mit der Gründung des ersten länger existierenden Vereins in den USA etabliert hatten. Ab Mitte der 1850er-Jahre entstanden auch in Chicago zahlreiche Vereine deutscher Turner, die einen besonderen Fokus auf gymnastische Übungen und Drills legten.¹⁴ Tschechische Gymnast/innen gründeten 1866 einen ersten Sokolclub in Chicago und siedelten dort auch ihren Dachverband an, vgl. Kap. 2.3. Migrantische Sporttraditionen wie die Turnbewegungen gelten als konstitutiv für ethnisierte Identifikationsprozesse. Denn die Mitgliedschaft in von Migrant/innen gegründeten Vereinen bedeutete insbesondere die Sprache und Kultur des Herkunftslandes zu pflegen, zu inszenieren oder gar neu zu erfinden.¹⁵

Gleichzeitig wurden als genuin amerikanisch geltende Sportarten wie Baseball oder Basketball in zeitgenössischen Diskursen des *Progressive Movement*¹⁶ als wirksames Mittel zur Assimilierung jugendlicher Migranten der ersten und zweiten Einwanderungsgeneration betrachtet. Auch in diesem Kontext bietet sich Chicago als Untersuchungsraum an, weil hier die US-amerikanische *Settlement*-Bewegung nach britischem Vorbild mit der Gründung von *Hull House* im Jahr 1889 entstanden war. Im Zeitraum von 1895 bis 1919 hatten verschiedene soziale Einrichtungen in Chicago insgesamt 68 *Settlement Houses* etabliert. Die *Settlement*-Bewegung war Teil einer kulturellen Formation, die sich der Assimilierung von Migrant/innen durch die Vermittlung amerikanisch-protestantischer Werte und Staatsbürgerschaftskunde sowie dem Kampf gegen jugendliche Delinquenz verschrieben hatte.¹⁷ Viele *Settlement*-Einrichtungen boten neben Kindergärten, Englischunterricht sowie medizinischer Versorgung auch ein umfassendes Freizeit- und Sportprogramm an. Dabei betonten die Reformer/innen immer wieder die Amerikanisierungsfunktion von spezifischen Sportpraktiken und verknüpften diese mit Vorstellungen von „guter amerikanischer Staatsbürgerschaft“. Diese Logik strukturierte auch maßgeblich die Ausrichtung des JPI, dessen Gründer sich vornehmlich an *Hull House* orientiert hatten.

Dass Chicago eine bedeutende Bühne für liberale Vertreter des *Progressive Movement* darstellte, zeigt sich auch an der Vorreiterrolle Chicagos in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Adaptionsprozessen verschiedener Migrationsgruppen, die maßgeblich von Wissenschaftlern der *Chicago School of Sociology* vorangetrieben wurde.¹⁸ So entwickelte Robert E. Park

14 Vgl. zur deutschen Turnbewegung in den USA Hofmann, Aufstieg; dies. (Hg.), Turnen and Sport.; dies. / Michael Krüger (Hg.), Südwestdeutsche Turner.

15 Vgl. Conzen u. a., *Invention of Ethnicity*.

16 Vgl. als Überblickswerke zum Progressive Movement Lears, *Rebirth of a Nation*; McGerr, *Fierce Discontent*; Keller, *Regulating a New Society*.

17 Vgl. Carson, *Settlement Folk*, 10–52. Vgl. zu Jane Addams und *Hull House* insbesondere Schultz, *Introduction*; Brown, *Education*; Addams/ Brown, *Twenty Years*.

18 Vgl. exemplarisch Thrasher, *The Gang*; Cressey, *Taxi-Dance Hall*; Park u. a., *The City*; Wirth, *Ghetto*, die insbesondere auch den Zusammenhang von Kriminalität, jugendli-

das Modell des *race relation circle*. Er identifizierte verschiedene Stadien von der Kontaktaufnahme bis hin zur Assimilierung im gesellschaftlichen Integrationsprozess, den er als unaufhaltsam und grundsätzlich als möglich ansah. Damit leisteten die Wissenschaftler auch einen Beitrag zu der Diskussion, welche Migrationsgruppen potentiell die Kriterien von „guter Staatsbürgerschaft“ erfüllen konnten.

Staatsbürgerschaftskonzepte basierten in den USA seit ihrer Gründung auf einem Spannungsverhältnis zwischen individuellen Rechten sowie Vorstellungen von einem universalen Gemeinwohl, das es zu schützen galt. Sie fußten auf Vorstellungen von der Freiheit und Gleichheit der Einzelnen sowie der individuellen Zustimmung zu einem sozialen Gesellschaftsvertrag als Grundlage politischer Bürgerpflicht. Vorstellungen von „guter amerikanischer Staatsbürgerschaft“ waren dabei an ein Konzept von sozialer Verantwortung gekoppelt. Dies beinhaltete das Befolgen von Gesetzen, eine aktive politische Partizipation bei Wahlen und auch die Bereitschaft die US-Rechtsprechung als Mitglied einer Jury in Gerichtsprozessen zu unterstützen sowie die USA militärisch zu verteidigen. Darüber hinaus sollten sich die US-Bürger/innen im moralischen Sinne durch einen „guten“ Charakter auszeichnen. Betont wurden dabei aktive, partizipatorische Züge des Konzeptes, das eben Staatsangehörigkeit nicht nur passiv definierte.¹⁹

Seit ihrer Gründung standen in den USA jedoch verschiedene Staatsbürgerschaftsmodelle oft konflikthaft nebeneinander. Ein inkludierendes Konzept von Staatsbürgerschaft war gekennzeichnet durch die Definition der US-Nation als Wertegemeinschaft, die sich auf universale Prinzipien von individueller Freiheit, Chancengleichheit, Demokratie und Konstitutionalismus gründete. Ein darauf basierendes Gemeinschaftsgefühl konnte über Bildung und dabei insbesondere über Sprach- und Geschichtsunterricht sowie über patriotische Zeremonien erzeugt werden. Dies ließ die Vorstellung von der Konstruktion einer Nation zu, an der verschiedene Migrationsgruppen teilhatten. Eine zweite Konzeption basierte im Gegensatz dazu auf einem Nationa-

cher Delinquenz und Migration untersuchten. Vgl. zur Einschätzung der *Chicago School of Sociology* die Beiträge in Plummer, *Chicago School* sowie Persons, *Ethnic Studies*. Vgl. zum Einfluss von *Hull House* und Jane Addams auf die *Chicago School*, Jane Addams; Fitzpatrick, *Endless Crusade*.

- 19 Ricci, *Good Citizenship*, 12, 124–131. Insbesondere Dieter Gosewinkel hat das duale Konzept US-amerikanischer Staatsbürgerschaft herausgearbeitet, das zum einen die Staatsangehörigkeit und zum anderen die aktive Partizipation sowie Verantwortlichkeit in öffentlichen Belangen als staatsbürgerliche Pflichten umfasst: Gosewinkel, *Staatsbürgerschaft*. Vgl. dazu auch Olaf Stieglitz' Arbeit zum *Civilian Conservation Corps* in den dreißiger Jahren, der gerade die Dimension staatsbürgerlicher Pflichten im Rahmen seiner Fallstudie überzeugend herausgestellt hat: Stieglitz, *100 Percent*, 202–224. Vgl. darüber hinaus Dechamps, *Shall I Become a Citizen?*, sowie Schudson, *Good Citizen*, der in historischer Perspektive herausgearbeitet hat, wie die demokratische Partizipation im Wahlakt funktionierte und wie dies an ein sich veränderndes Wahlrecht gekoppelt war.

lismus, der ab dem 19. Jahrhundert verstärkt rassenideologisch begründet wurde. Die Zugehörigkeit zur nationalen Gemeinschaft wurde über „rassische“, aber auch über gemeinsame kulturelle und religiöse Hintergründe definiert und basierte auf Vorstellungen von einer organischen emotionalen Verbindung. In dieser Konzeption waren verschiedene Bevölkerungsgruppen aufgrund des ihnen zugeschriebenen „rassischen“ Status ausgeschlossen. Diese beiden Staatsbürgerschaftskonzepte, die in der Forschung auch als *civic* versus *ethnic nationalism*²⁰ konzeptionalisiert werden, waren eng miteinander verwoben und können keinesfalls als statisch betrachtet werden. Vielmehr waren sie beständigen Aushandlungsprozessen unterworfen.²¹ Auch verschiedene Migrant/innenorganisationen wie das JPI und die ASU verorteten sich immer wieder bezüglich dieser zeitgenössischen kulturellen Konfiguration.

Dass Chicago eine wichtige Bühne für diese Aushandlungsprozesse war, verdeutlicht nicht nur die dortige vielschichtige Institutionalisierung des *Progressive Movement*. Gleichzeitig stellte Chicago einen wichtigen Ort für die Inszenierung eines US-amerikanischen nationalen Selbstverständnisses dar. So war Chicago Schauplatz sowohl für die Weltausstellung im Jahr 1893 als auch im Jahr 1933, die unter dem Motto *A Century of Progress* stand. Sie wird in Kapitel 4.1 zu den Sportfesten der Sokolbewegung in den Blick genommen. Die Beteiligung verschiedener Migrationsgruppen am Programm der Weltausstellung erlaubt Rückschlüsse auf deren Status sowie deren Selbstdarstellung innerhalb der Chicagoer Gesellschaft.²²

Diese Arbeit legt einen Schwerpunkt auf einen Zeitraum in der US-amerikanischen Migrationsgeschichte, der im Hinblick auf Amerikanisierungs- und Staatsbürgerschaftsdiskurse eine besondere Dynamik aufweist. So waren Migrant/innen in der Zwischenkriegszeit einerseits Teil eines amerikanischen Selbstverständnisses, das auf der Melting Pot-Idee gründete. Die USA stilisierten sich als Nation, deren Gründerväter selbst aus Europa stammten. Andererseits waren gerade Migrant/innen aus Süd- und Osteuropa²³ ab den

20 Ignatieff, *Blood and Belonging*.

21 Pickus, *True Faith and Allegiance*, 3–13. Ähnlich identifiziert Roger Smith drei Stränge, die Staatsbürgerschaftsdiskussionen maßgeblich beeinflussen: Erstens den „Liberalismus“, gekennzeichnet durch minimale staatliche Regierung, persönliche Freiheit und den Schutz individueller Rechte. Zweitens den „Republikanismus“, gekennzeichnet durch Selbstregierung, politische Partizipation und die Regulation der Wirtschaft zum Wohl des Gemeinwesens sowie drittens einen „ascriptive Americanism“, gekennzeichnet durch die Konzeption von Amerikaner/innen als speziellem „Volk“ mit überlegenen moralischen und intellektuellen Fähigkeiten, vgl. dazu Smith, *Civic Ideals*; vgl. darüber hinaus für einen fundierten Überblick zu Staatsbürgerschafts- und Naturalisierungskonzepten in historischer Perspektive Foner, *Who Is an American?*; Kerber, *Meanings of Citizenship*.

22 Ganz, *Chicago World's Fair*.

23 Diese Arbeit verzichtet explizit auf die Verwendung des Begriffs *New Immigrants*, der häufig in der historischen Forschung als Bezeichnung für Migrant/innen aus Süd- und

1890er-Jahren aufgrund ihres vermeintlich minderwertigen „Rasse“-Status verstärkt einer feindlichen Haltung ausgesetzt und galten – ebenso wie irische und chinesische Migrant/innen im 19. Jahrhundert – nicht als begehrte Elemente im US-amerikanischen Schmelztiegel. Stattdessen sahen sie sich mit strikten Amerikanisierungsforderungen konfrontiert, die in engem Zusammenhang mit der restriktiven Migrationspolitik in den zwanziger Jahren standen, deren Gesetzgebung von 1921 und 1924 die Einwanderung wesentlich beschränkte.²⁴

Darüber hinaus können die beiden Weltkriege als neuralgische Punkte für die Identitätskonstruktionen von Migrant/innen und deren Nachfahren betrachtet werden. Im Zuge des Ersten Weltkrieges erhielten Vorstellungen von dualer Zugehörigkeit eine deutliche Absage. Der ehemalige Präsident Theodore Roosevelt (1901–1909) sprach sich prominent gegen sogenannte *hyphenated Americans* aus, die sich sowohl über ihre nationale Herkunft als auch ihre US-amerikanische Zugehörigkeit identifizierten. Stattdessen forderte er einen *100-Per-Cent Americanism*, eine Position, die auch der damals amtierende Präsident Woodrow Wilson (1913–1921) teilte.²⁵

Zudem dominierte in der Zwischenkriegszeit die oben erwähnte restriktive Migrationspolitik, die die zweite große Migrationswelle ab den 1880er Jahren bis 1920 abrupt beendete. In diesem Zusammenhang wandten sich viele Organisationen in der Zwischenkriegszeit der Frage zu, wie die in den letzten Dekaden eingewanderten Migrant/innen sowie deren Kinder und zum Teil auch schon Enkelkinder in die US-amerikanische Nation integriert werden konnten und welchen Platz sie in dieser einnehmen sollten. Dieses Buch konzentriert sich auf die zweite und dritte Einwanderungsgeneration, die in

Osteuropa in der Zeit von 1880 bis 1920 verwendet wird und diese gegenüber sogenannten *Old Immigrants*, mit denen Migrant/innen aus Westeuropa gemeint sind, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die USA kamen, abgrenzt. Damit folge ich der Argumentation Roger Daniels, der kritisch fordert, diese Begrifflichkeiten als zeitgenössische Denkmuster zu dekonstruieren, die insbesondere Rückschlüsse auf Nativismus sowie auf Vorstellungen von der unterschiedlichen Assimilationsfähigkeit dieser beiden Gruppen zulassen. Darüber hinaus sei diese Klassifizierung nicht sinnvoll, da sich diese klare Einteilung in verschiedene Migrationsphasen nicht aufrechterhalten lässt. Beispielsweise machten im Zeitraum von 1900 bis 1920, der vermeintlichen Hochphase der *New Immigrants*, diese nur 44 Prozent an der Gesamtzahl von Migrant/innen aus, wobei aus Westeuropa, Herkunft der *Old Immigrants*, weitere 41 Prozent kamen. Dies zeigt, dass die Migration aus Westeuropa zu diesem Zeitpunkt nicht stagnierte, sondern lediglich im Zuge steigender Migrationsraten aus Süd- und Osteuropa in der öffentlichen Aufmerksamkeit in den Hintergrund gerückt war. Darüber hinaus ignorierten diese Bezeichnungen laut Daniels die Migration aus nichteuropäischen Ländern wie Japan oder China und verschlössen den Blick für ein sich veränderndes Migrationsverhalten innerhalb einer Gruppe, vgl. Daniels, *Coming to America*, 121–122, 184–185.

24 Vgl. dazu ausführlicher Kap. 2.

25 Vgl. zur Position Roosevelts und Wilsons in Bezug auf die Amerikanisierung von Migrant/innen Vought, *Bully Pulpit*, 27–60, 94–120.

den zwanziger und dreißiger Jahren Sportorganisationen wie die Sokolvereine und das JPI dominierten.

Meine Untersuchung stellt die Frage ins Zentrum, wie Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“ im Migrationskontext in Chicago in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf vielfältige Weise angerufen wurden. Ein Schwerpunkt liegt auf der Analyse der Positionierung verschiedener Migrant/innengruppen zu gesellschaftlich hegemonialen Interpretationen von „guter Staatsbürgerschaft“. Dieses Konzept ist dabei als leerer Signifikant markiert, der in historisch-spezifischen Situationen von verschiedenen Akteur/innen semantisch unterschiedlich aufgeladen werden konnte. Um diese zum Teil widersprüchlichen Verständnisse von „guter Staatsbürgerschaft“ aufzuzeigen, stehen diverse Sportpraktiken im Zentrum der Analyse, da diese als Techniken der Selbstoptimierung gelesen werden können, die Individuen zu „guten Staatsbürger/innen“ machen sollten. Dabei werden Praktiken mit Andreas Reckwitz als wiederholte, bestimmten Rationalitäten unterliegende „Handlungsakte“ verstanden:

Praktiken enthalten in sich Handlungsakte, die wiederholt hervorgebracht werden, aber während das Konzept der „Handlung“ sich punktuell auf einen einzigen Akt bezieht, der als intentionales Produkt eines Handelnden gedacht wird, ist eine Praktik von vornherein sozial und kulturell, eine geregelte, typisierte, von Kriterien angeleitete Aktivität, die von verschiedensten Subjekten getragen wird.²⁶

Bei der Untersuchung spezifischer Sportpraktiken wird nach eben jenen Rationalitäten gefragt, die diesen zugrunde liegen und den Rahmen sozialer Interaktion bilden.

Meine Arbeit möchte das Potenzial nutzen, welches in der Betrachtung gesellschaftlicher Machtbeziehungen durch die Linse des Sports liegt. Denn Sport ist nicht als machtfreier Raum denkbar, sondern ist auf vielschichtige Weise von Rassismen und verschiedenen Formen der Diskriminierung durchzogen, die hierarchische soziale Positionierungen in gesellschaftlichen Machtverhältnissen strukturieren.²⁷ Damit wird Sport zu einem politischen Raum im Sinne der neuen Kulturgeschichte des Politischen.²⁸ In ihm werden über die Kategorisierung des individuellen Körpers entlang gesellschaftlicher Differenzkategorien soziokulturelle Ordnungsvorstellungen immer wieder neu ausgehandelt.²⁹ Die das Individuum klassifizierenden Kategorien wie ins-

26 Reckwitz, *Das hybride Subjekt*, 38.

27 Jarvie (Hg.), *Sport, Racism, and Ethnicity*.

28 Einen umfassenden Überblick bietet hier Landwehr, *Diskurs – Macht – Wissen*. Vgl. zur Konzeption der Kulturgeschichte des Politischen auch Frevert, *Neue Politikgeschichte*; Stollberg-Rilinger, *Kulturgeschichte des Politischen*; und in kritischer Abgrenzung dazu Rödder, *Klios neue Kleider*.

29 Booth, *Escaping the Past?*

besondere „Rasse“, „Klasse“,³⁰ „Geschlecht“,³¹ „Sexualität“ oder „Alter“ sind in verschiedenen historischen Konzeptionen maßgeblich an körperliche Dispositionen gebunden. Über den Körper wird dabei Differenz naturalisiert und es werden Hierarchisierungen von Individuen legitimiert. Im Folgenden soll mit Blick auf Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“ gezeigt werden, wie diese mit spezifischen Körperidealen und -praktiken aufgeladen waren, die wiederum maßgeblich von Kategorien sozialer Differenz durchzogen waren. Diese Perspektive ermöglicht die Frage nach bestimmten Selbstinterpretationen verschiedener Migrationsgruppen über den Sport. Zudem sollen mit den folgenden Fragestellungen die historisch spezifischen kulturellen Kontexte, Wissensordnungen und Machttechnologien herausgearbeitet werden, innerhalb derer diese Selbstinterpretationen hervorgebracht wurden:

Erstens: Wie verorteten sich Migrant/innen und insbesondere ihre Nachkommen in diversen Sportpraktiken, und welche Bedeutungen maßen sie ihrem Sporttreiben bei? Zweitens: Wie handelten sie in der Arena des Sports ihr Verhältnis zu den USA sowie zu ihrer Herkunftskultur aus? Daran anknüpfend ergibt sich die Frage, welche Funktionen Sporttraditionen aus den familiären Herkunftsländern hatten. Ein dritter Fragenkomplex beschäftigt sich mit der sozialen Positionierung von Migrant/innen und deren Kindern: Wie legitimierte Sportler/innen mit Migrationsgeschichte spezifische Sportpraktiken sowie Körperideale im Kontext von Amerikanisierungs- und Assimilierungsforderungen?³² Welche Subjektpositionen konnten zudem im Spannungsfeld dieser Amerikanisierungsforderungen eingenommen werden? Dies lässt sich auch als Frage nach den Möglichkeiten von nationalen, ethnisierten und rassifizierten Identifikationsformen verschiedener Sportformen formulieren.

30 Der Klassenbegriff wird in dieser Arbeit nicht allein in ökonomischer Hinsicht in Relation zum Arbeitsverhältnis verwendet, sondern beschreibt vielmehr ein Zusammenspiel aus Wertesystemen, kulturellen Praktiken und zeitgenössischer Selbstverortung, vgl. dazu Ziegler-McPherson, *Americanization*, 7–8.

31 Vgl. insbesondere zur Konstruktion von Geschlecht in Sportkontexten Diketmüller, *Geschlecht und Sport*.

32 Dabei betrachte ich Amerikanisierung Andrea Ziegler-McPherson folgend als politische und soziale Bewegung, die spezifische, als amerikanisch definierte kulturelle Werte unter Immigrant/innen zu verbreiten versuchte, mittels derer Migrant/innen zu „guten Amerikaner/innen“ erzogen werden sollten. Teil dieses Erziehungsprozesses war die Naturalisierung und damit die Annahme der US-amerikanischen Staatsbürgerschaft. Assimilierung beschrieb hingegen einen Prozess, der auf die Homogenisierung der US-amerikanischen Gesellschaft zielte. Diese konnte durch das Ablegen ethnisierter kultureller Traditionen und Selbstverortungen erreicht werden, aber vor allem durch sozio-ökonomische Interaktionen sowie insbesondere herkunftübergreifende Ehen. Letzteres verwies vornehmlich auf Vorstellungen von der „Vermischung unterschiedlichen rassischen Blutes“, vgl. Ziegler-McPherson, *Americanization*, 2.

1.2 THEORETISCHE KONZEPTIONEN VON SUBJEKTIVIERUNG, KÖRPERN UND KÖRPERPRAKTIKEN

Die Subjektbildung beschreibt einen Prozess, in dem Individuen zu autonomen, der rationalen Selbstregierung fähigen Subjekten gemacht werden, sich selber machen und gleichzeitig ein entsprechendes Selbstverständnis ausbilden. Insofern sind Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“ zentraler Bestandteil dieses Vorgangs, da diese diskursive Formation in spezifischen historischen Konfigurationen eine Idealform darstellte, die Individuen anstreben und gleichzeitig anstreben sollten, um dadurch zu vollwertigen Subjekten zu werden. Methodisch-theoretisch stützt sich diese Arbeit auf Subjektbildungstheorien, die maßgeblich in der Soziologie mit engem Bezug zu Michel Foucault und Judith Butler weiter ausformuliert wurden. Besonders Andreas Reckwitz' Arbeiten haben hier maßgeblich zur Konzeptionalisierung des modernen Subjekts beigetragen. Reckwitz propagiert die Subjektanalyse als zentrale Methode zur Untersuchung gesellschaftlicher Ordnungen. Ihr analytisches Potenzial besteht darin, spezifische Subjektformen als historische Produkte zu begreifen und dabei gleichzeitig nach deren historischen Genealogien und Entstehungsmöglichkeiten zu fragen. Denn historische Subjekte sind keine stabilen, essentiellen oder gar naturgegebenen Entitäten, sondern sie sind in einem Prozess des andauernden Werdens begriffen.³³

Subjektformen stellen dabei immer einen Effekt von Macht dar und sind nicht als etwas der Macht Vorgängiges zu begreifen. Mit Foucault verstehe ich Macht nicht als etwas, das Individuen besitzen können, sondern immer als vielschichtige, netzartige *Machtbeziehungen* zwischen Individuen oder Gruppen, die sich in Handlungen konstituieren. Macht ist daher nicht losgelöst von Praktiken zu denken. Denn Machtbeziehungen schaffen, strukturieren und beschränken Handlungsräume von Individuen. Dabei sind sie nie statisch, sondern entstehen vielmehr in beständigen Aushandlungsprozessen und sind durch andauernde Transformationen gekennzeichnet. Bei der Analyse von Machtbeziehungen geht es darum, deren Rationalitäten offenzulegen, ohne jedoch Individuen autonome, intentionale Handlungen zuzuschreiben.³⁴ Machtbeziehungen bringen dabei Subjektformen mit ihren Begehrensstrukturen konstitutiv hervor und erlauben damit erst den Prozess der Subjektwerdung, was auf die produktive Seite von Macht verweist. Individuen werden innerhalb von Machtbeziehungen zu Subjekten, indem sie kategorisiert, differenziert und in Wissensregime über ihre Individualität eingebunden werden. Demnach ist das Subjekt der Macht gesellschaftlicher Diskurse³⁵, die Wissen über Individuen produzieren, als Objekt beschränkend unterworfen. Gleich-

33 Vgl. zur Subjektanalyse als Methode Reckwitz, Subjekt.

34 Foucault, Subjekt und Macht, 285–287; ders., Wille zum Wissen; vgl. dazu auch Lemke, *Gouvernementalität*, 41.

35 Mit Foucault werden dabei Diskurse als System von Aussagen und gleichzeitig als

zeitig wird das Subjekt jedoch durch die Benennung, Anrufung und Verortung innerhalb der Gesellschaft erst hervorgebracht. Hier sind vor allem die in Subjektbildungsprozessen immanenten Wunschstrukturen zu berücksichtigen, die sich durch (wiederum diskursiv überformtes) Begehren nach spezifischen Subjektformen konstituieren. Dabei sind gerade erwünschte Subjektpositionen an Prozesse der Anerkennung gekoppelt.³⁶ Denn erst die Anrufung als Subjekt von außen ermöglicht eine zumindest temporär erfolgreiche Subjektbildung. In diesem Zusammenhang verweist Judith Butler auf das immanente Scheitern der Interpellation, da keine Form der Benennung eine Subjektform vollständig zu beschreiben vermag.³⁷ Dies verdeutlicht den andauernden, nie abgeschlossenen Charakter von Subjektivierungsprozessen, die auf das Erreichen idealer Subjektformen ausgerichtet sind.

„Gute Staatsbürgerschaft“ als hegemoniale Subjektform

Reckwitz unterscheidet in seiner Subjektanalyse zwischen „Subjektformen“ (die ich im Folgenden auch als Subjektpositionen bezeichne, um ihren vermachteten Charakter zu betonen und damit auf gesellschaftliche Positionierungen zu verweisen), „Subjektkulturen“ sowie „Subjektordnungen“, die Subjektivierungsprozesse strukturieren. Individuen haben in spezifischen historischen Kontexten nicht nur eine Subjektposition inne, sondern sie werden in unterschiedlichen Zusammenhängen auf vielfältige Weise als Subjekte angerufen und identifizieren sich selbst gleichzeitig mit unterschiedlichen Subjektformen. So beschreiben sich die Athlet/innen der ASU und des JPI nicht nur als „gute Staatsbürger/innen“, sondern gleichzeitig auch als „Tschechen“ oder „Jüdinnen“, „Sportler“ und „Gymnastinnen“, und „produktive Arbeiter/innen“, um nur einige der sozialen Positionierungen zu nennen, die im Rahmen der Studie relevant sind. Subjektbildungstheorien helfen zu verstehen, wie diese unterschiedlichen Subjektformen zueinander in Beziehung stehen. Diesbezüglich konstatiert Reckwitz, dass verschiedene Subjektformen einer kulturellen Ordnung nicht separat für sich, sondern in einem komplexen Spannungsfeld zueinander stehen, mehrfach relational aufeinander bezogen sind und „dabei keine pluralistische Beliebigkeit unendlicher Möglichkeiten, sondern präzise bestimmbare Hegemonien, Gegenbewegungen, Distinktionskonflikte, Überlagerungsmuster und Friktionen“ produzieren.³⁸

„Praktiken“ verstanden, „die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“ Vgl. Foucault, *Archäologie des Wissens*, 74.

36 Foucault, *Subjekt und Macht*, 275; ders., *Vorlesung*, 114f.; ders., *Macht und Körper*, 937; Butler, *Psyche der Macht*, 8, 12–13.

37 Butler, *Competing Universalities*, 157.

38 Reckwitz, *Das hybride Subjekt*, 21.

Diese Konzeptionalisierung von Subjektformen verweist auf einen intersektionalen Analyseansatz. Dieser postuliert, dass die multiple Positionierung des Individuums durch sich kreuzende, miteinander verschränkte Strukturkategorien wie beispielsweise „Rasse“, „Geschlecht“, „Sexualität“, „Alter“, „Klasse“ oder „Religion“ andere Effekte in Bezug auf soziale Ungleichheit produziert als die Summe aller Einzeleffekte von getrennt gedachten Analyse-kategorien. Eine solche Perspektive schärft den Blick dafür, wie diese auf vielfältige Weise verwobenen Kategorien sich gegenseitig verstärken, aber auch schwächen können, sich modifizieren und in fluiden Bedeutungszusammenhängen stehen. Kategorien der sozialen Distinktion sind eingebettet in komplexe soziokulturelle Machtbeziehungen, die Subjektbildungsprozesse strukturieren. Nimmt man miteinander verschränkte Kategorien der Subjektbildung in den Blick, so ermöglicht dies, vielschichtige soziokulturelle Formen von Ungleichheit und Diskriminierung sowie auch von Normalisierung aufzuzeigen. Gleichzeitig müssen in einer intersektionalen historischen Studie die Analyse-kategorien selbst wieder historisiert werden und es muss danach gefragt werden, welche Konzeptionen zeitgenössisch beispielsweise von „Rasse“ existierten.³⁹ Dies legt für die vorliegende Arbeit nahe, die Athlet/innen der ASU und des JPI im Spannungsfeld verschiedener relationaler Kategorien zu untersuchen, um sich ihren komplexen Formen der Selbstverortung, den sozialen Positionierungen sowie deren gesellschaftlichen Möglichkeitsbedingungen anzunähern.

Um zu erklären, warum die Subjektform der „guten Staatsbürger/in“ einerseits in spezifischen historischen Konfigurationen eine solche dominante Wirkmacht entfalten konnte und dabei gleichzeitig jedoch andererseits immer wieder neu bestätigend angerufen werden musste, helfen hegemonietheoretische Konzeptionalisierungen von Subjektivierung. Diese befähigen zudem dazu, den beständigen Transformations- und Aushandlungsprozessen nachzugehen, denen die Bedeutungszuweisungen in diesem Kontext unterlagen. Ein konstitutiver Bestandteil von Subjektformen beinhaltet, dass sie immer über die Differenzmarkierung zu einem oder mehreren anderen definiert werden. Denn in der Abgrenzung von als nicht erwünscht, defizitär oder pathologisch markierten Subjektformen konstituiert sich eine spezifische, begehrte Subjektform und erlangt in der Differenzkonstruktion ihre Charakteristik sowie eine gewisse Stabilisierung. Ein machtvoller Effekt eben jenes Ausschlusses sowie jener Differenzmarkierung von anderen ist die „Unvollständigkeit“ beziehungsweise die „Nichtvollendung“ jeder Subjektposition. Dies spezifiziert Judith Butler folgendermaßen:

I understood the „incompletion“ of the subject-position in the following ways: (1) as the failure of any particular articulation to describe the population it represents; (2) that ev-

39 Walgenbach u. a., Gender als interdependente Kategorie; Kerner, Alles Intersektional?

ery subject is constituted differentially; and what is produced the „constitutive outside“ of the subject can never become fully inside or immanent.⁴⁰

Gerade die „Unvollständigkeit“ jeder Subjektivität in Verbindung mit ihrer Differenzkonstruktion strukturiert die Machtbeziehungen, in denen sie zu anderen Subjektformen steht. Zu fragen ist in diesem Kontext, wie spezifische Subjektformen in historischen Gesellschaftskonfigurationen (zumindest temporär) dominant – oder mit Laclau und Mouffe gesprochen – hegemonial werden können. Nur die Herausarbeitung dieser Hierarchisierung kann die Wirkmacht der Subjektform „guter Staatsbürger/innen“ erklären.⁴¹

Hegemoniale Subjektformen zeichnen sich dadurch aus, dass sie trotz ihrer Partikularität erfolgreich als Repräsentanten einer Universalität funktionieren und damit ihren Anspruch auf Überlegenheit legitimieren können.⁴² Dies beinhaltet laut Butler, dass die Durchsetzung ihrer Ansprüche als legitimer und notwendiger Bestandteil der demokratischen Gesellschaftsordnung erscheint.⁴³ In konkurrierenden Vorstellungen von Universalität manifestieren sich dabei hegemoniale Bedeutungskämpfe, wobei jede Partikularität beansprucht, die gültige Form von Universalität zu repräsentieren.⁴⁴ Hegemoniale Subjektbildungskulturen, so Reckwitz, „betreiben eine relativ erfolgreiche, aber niemals stabile Universalisierung und Institutionalisierung ihres Subjektmodells“⁴⁵. Diese Perspektive ermöglicht zu verstehen, warum Migrant/innen sich in der Zwischenkriegszeit so prominent auf das Konzept von „guter Staatsbürgerschaft“ bezogen. Dieses stellte temporär eine hegemoniale Subjektform dar, die Migrant/innen und ihre Nachkommen anstrebten, um mittels ihrer gesellschaftlichen Stellung eine kulturelle und politische Teilhabe zu erreichen. Aufgrund der Dominanz dieses Subjektstatus war es nicht möglich, sich komplett jenseits von diesem zu verorten. Gleichzeitig war dieser Status jedoch beständig umkämpft, und es wurden die Relationen zu anderen, beispielsweise ethnisierten Subjektpositionen, ausgehandelt.

Von zentraler Bedeutung für die historische Subjektanalyse ist, dass das Konzept der Subjektform über das der Identität hinausgeht. Die Fragestellung nach Subjektformen in kulturwissenschaftlichen Arbeiten erweitert vielmehr die Frage nach den individuellen Selbstinterpretationen und sucht gerade nach den soziokulturellen Bedingungen, die eine scheinbar natürlich existierende Subjektposition hervorbringen. Hierzu bietet sich die Analyse von Subjekt-kulturen an. Mit „Subjekt-kulturen“ (oder Subjektivierungsregimen) bezeich-

40 Butler, *Restaging the Universal*, 12.

41 Laclau/Mouffe, *Hegemony and Socialist Strategy*, 47–49; Laclau, *Structure, History and the Political*, 207; ders., *Identity and Hegemony*, 54–57.

42 Laclau, *Identity and Hegemony*, 56.

43 Butler, *Competing Universalities*, 165–166.

44 Laclau, *Constructing Universality*, 303–305; vgl. dazu auch Butler, *Competing Universalities*, 163; dies., *Restaging the Universal*, 38; Žižek, *Ticklish Subject*, 100.

45 Reckwitz, *Das hybride Subjekt*, 71.

net Reckwitz das Zusammenspiel von Wissensregimen und kulturellen Praktiken, die diese Subjektpositionen hervorbringen und näher charakterisieren. Für die vorliegende Arbeit heißt dies konkret, dass vielfältige Sportpraktiken sowie die darauf bezogenen Wissensregime über den idealen Körper als Subjektivierungsregime betrachtet werden, die unter zahlreichen weiteren Subjektformen die der „guten Staatsbürger/in“ hervorbringen.

Dabei konstituiert sich der Subjektstatus von „guter Staatsbürgerschaft“ durch ein Zusammenspiel aus Herrschafts- und Selbsttechnologien, die das Individuum in normalisierende und disziplinierende Wissensregime über sich einbindet und darüber gleichzeitig positiv bewertete Identifikationsmöglichkeiten sowie Techniken zum Erlangen dieser begehrten Subjektpositionen schafft. Wie meine Arbeit zeigt, können Sportpraktiken als entsprechende Anleitungen zur Selbstführung im Sinne Foucaults gelesen werden, die es Migrant/innen ermöglichen sollten, den begehrten Subjektstatus zu erreichen und sich im Zuge dessen selbst zu optimieren. Hierbei ist zentral, dass diese Formen der Selbstregierung nicht primär einer disziplinierenden Logik folgen, die mittels Zwang operiert, sondern vielmehr auf der freiwilligen Unterwerfung von Individuen unter historisch-spezifische Subjektideale beruhen. Als „Technologien des Selbst“⁴⁶ stehen genau diese diskursiven Wissensregime über den idealen Körper sowie entsprechende Körperpraktiken im Fokus der Analyse, die Individuen dazu bringen, scheinbar unregiert auf sich selbst steuernd einzuwirken sowie sich selbst autonom regulierend zu führen, um eine begehrte und gleichzeitig als erwünscht oder gar vorbildlich angesehene Subjektposition der „guten amerikanischen Staatsbürger/in“ zu erreichen.⁴⁷

Diese Subjektform wird dabei nicht durch ein homogenes Set von Praktiken, Wissensstrukturen sowie Begehrensformen bestimmt. Vielmehr kennzeichnet sie ein komplexes Gefüge, eine „regelmäßige Kopplung und Kombination unterschiedlicher Codes verschiedener kultureller Herkunft in einer Ordnung des Subjekts. Die Hybridität kultureller Muster macht eine Subjektform zumindest potenziell immanent widersprüchlich und implantiert in ihr

46 Foucault, *Technologien des Selbst*, 968. Foucaults Überlegungen zu den Technologien des Selbst charakterisiert, dass sie weniger theoretisch, als vielmehr exemplarisch ausgerichtet sind, wobei er sich in seinen späteren Arbeiten auf antike Selbsttechniken konzentriert. Vgl. dazu Foucault, *Gebrauch der Lüste*; ders., *Sorge um sich*. Vgl. dazu auch ders., *Hermeneutik des Subjekts*. Vgl. zur historischen Kritik an Foucaults Analyse der Antike Sarasin, *Reizbare Maschinen*, 452–465.

47 Diese Regierungsstrategie fasst Foucault unter dem Begriff der *Gouvernementalität* zusammen: Foucault, *Gouvernementalität*; ders., *Verteidigung der Gesellschaft*, 286–287; ders., *Geburt der Biopolitik*, 261. Vgl. dazu auch Lemke/Krasmann/Bröckling, *Gouvernementalität*. Vgl. zur Begriffsherleitung Lemke, *Geschichte und Erfahrung*, Fußnote 49; vgl. zur Rezeption des *Gouvernementalitäts*konzeptes und der Entstehung der *gouvernementality studies* Lemke, *Gouvernementalität und Biopolitik*, 47–64; ders., *Kritik der politischen Vernunft*, 303. Mit Blick auf den Nutzen für historische Arbeiten vgl. Martuschkat, *Feste Banden lose schnüren*.

präzise bestimmbare Bruchlinien.“⁴⁸ Dies bedeutet, den vielschichtigen und auch widersprüchlichen Zuschreibungen nachzuspüren, die Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“ prägen.

Die in Sportpraktiken angestrebte Subjektivierung zu „guten Staatsbürger/innen“ war darüber hinaus an bestimmte gesellschaftliche Positionierungen von Migrant/innen geknüpft. Reckwitz untersucht diese unter dem Begriff der „Subjektordnungen“, die er als „komplexe Konstellationen von typisierten Personen, etwa die Geschlechterordnung, die Relation zwischen unterschiedlichen ethnischen Identitäten oder zwischen Klassen- und Milieusubjekten“⁴⁹, versteht. Um die Rationalität der sozialen Verortung verschiedener Migrant/innengruppen in dem hierarchisch strukturierten Machtgefüge der USA näher bestimmen zu können, möchte ich an Foucaults Konzept der Biomacht anknüpfen. Im 18. Jahrhundert bildete sich Foucault zufolge eine neue Machtform heraus, die auf die Regulierung der Bevölkerung als biopolitisches Kollektiv zielte. Diese Macht operierte nicht länger wie die Souveränitätsmacht in frühneuzeitlichen absolutistischen Gesellschaften über eine disziplinierende Zugriffsgewalt auf den individuellen Körper, die insbesondere eine Tötungsgewalt im Rahmen von Recht und Strafe beinhaltete. Stattdessen konstituierte sie sich durch die Normalisierung, Kontrolle und Regulierung des Lebens.⁵⁰

Dabei besteht laut Thomas Lemke eine zentrale Erkenntnis Foucaults darin, dass Biopolitik über die Regulierung der Bevölkerung immer auch mit „Ausgrenzung, Diskriminierung und Marginalisierung“ verknüpft ist, die sie gegen von der Norm abweichende Subjektpositionen richtete.⁵¹ Foucault argumentiert, dass Rassismus ein zentrales Element von Biomacht darstelle, um bei einer Machtform, die eigentlich auf die Steigerung des Lebens ausgerichtet sei, die Verwerfung und den Tod spezifischer Individuen oder Gruppen innerhalb der Rationalitäten der Macht zu legitimieren. Denn Rassismus operiere über eine Hierarchisierung von „Rassen“, wobei lediglich der Erhalt und die Stärkung von den als überlegen angesehenen „Rassen“ in einer biopoliti-

48 Reckwitz, Das hybride Subjekt, 19.

49 Reckwitz, Subjekt, 10.

50 Foucault, Wille zum Wissen, 110–111, 163–165. Foucault betont, dass es sich bei der Souveränitätsmacht und der Biomacht nicht um distinkte, einander ablösende Machtformen in einem linearen Entwicklungsprozess handelte, sondern dass sich diese vielmehr übereinander schoben und sich lediglich durch sich verändernde Rationalitäten, die die Relationen einzelner Machtelemente transformierten, unterschieden, vgl. Foucault, Sicherheit, Territorium, Bevölkerung, 26; vgl. dazu auch Saar, Macht, Staat, Subjektivität, 28. Vgl. zum Aspekt der „Regulierungsmacht“ sowie zum Konzept der Biomacht auch Foucault, Verteidigung der Gesellschaft, 283–291. Vgl. zum Konzept der Biopolitik auch ders., Geburt der Biopolitik sowie Lemke, Birth of Bio-Politics. Lemke weist darauf hin, dass Foucault nicht trennscharf zwischen Biomacht und Biopolitik unterscheidet, vgl. Lemke, Gouvernamentalität und Biopolitik, 79.

51 Lemke, Die politische Ökonomie.

schen Rationalität erwünscht und angestrebt seien. Gleichzeitig gelte es innerhalb dieser Logik die Reproduktion von als minderwertig klassifizierten „Rassen“ zu verhindern oder sie komplett aus dem Volkskörper der Nation auszugrenzen.⁵² Foucaults Begriff der Biomacht hilft also zu verstehen, wie Migrant/innen in den USA aufgrund ihres zugeschriebenen „Rassestatus“ potenziell als integrierbar beziehungsweise als nicht assimilierbar und daher unerwünscht kategorisiert wurden und wie der Staat sie rechtlich über eine entsprechende Migrations- und Einbürgerungspolitik ausgrenzte.

Gleichzeitig ermöglicht das Konzept der Biomacht die Wirkmächtigkeit des Subjektstatus von „guter Staatsbürgerschaft“ zu erklären. So waren Vorstellungen von „guter amerikanischer Staatsbürgerschaft“ auf ein größeres Kollektiv, die US-Nation, bezogen. Dabei stellte die Disziplinierung und die Normierung zu einem „fitten“ und „gesunden“ individuellen Körper das Medium dar, über das auf die Regulierung der Bevölkerung eingewirkt wurde.⁵³ Dieses war insbesondere an das Konzept der „Volksgesundheit“ geknüpft. So galt die Revitalisierung der Nation über den individuellen trainierten Körper als patriotische Pflicht. Sie war innerhalb dieser Rationalität als Voraussetzung von „guter Staatsbürgerschaft“ angesehen und ermöglichte so gleichzeitig diesen Subjektivierungsprozess. Dies zeigt, dass sich die Biopolitik sowohl auf das Individuum als auch auf das Kollektiv richtete, wie es Lemke formuliert: „Individuum‘ und ‚Masse‘ sind also weniger Gegensätze als zwei Seiten einer einzigen politischen Rationalität, die zugleich auf die Kontrolle des Lebens im Einzelnen und in der Bevölkerung insgesamt zielt.“⁵⁴ Diese theoretische Konzeption ermöglicht es, das Zusammenspiel von individuellen Körperpraktiken und Vorstellungen von „guter Staatsbürgerschaft“, die sich auf das Kollektiv der Nation beziehen, schärfer zu fassen.

Sport als performative Konstruktion von Körpern

Bei der Analyse von migrantischen Subjektpositionen, die maßgeblich von Sportpraktiken hervorgebracht werden, steht der individuelle Körper im Zentrum der Betrachtungen. Aus seiner scheinbar natürlichen Materialität werden spezifische kulturelle Subjektpositionen wie beispielsweise „Geschlechter“- oder „Rasse“-Zugehörigkeiten abgeleitet. Gleichzeitig bestimmt die vorgeblich konstante und unveränderliche Einheit des Körpers Vorstellungen von der Kohärenz des Individuums und des Selbst.

52 Foucault, In Verteidigung der Gesellschaft, 301.

53 Foucault, Die Maschen der Macht, 228; vgl. zum Zusammenhang von Disziplinierung, die auf den individuellen Körper fokussiert, sowie Regulierung, die auf die Bevölkerung gerichtet ist, insbesondere ders., In Verteidigung der Gesellschaft, 294–299.

54 Lemke, Gouvernementalität und Biopolitik, 79.

Körpergeschichtlich ausgerichtete Arbeiten haben seit den achtziger Jahren – seit den neunziger Jahren auch verstärkt in Deutschland – im Zuge des *cultural turn* die Historisierung des menschlichen Körpers vorangetrieben.⁵⁵ Das zentrale Ergebnis dieser Arbeiten besteht darin, den menschlichen Körper sowie scheinbar individuelle (körperliche) Erfahrungen wie beispielsweise Schmerz als Effekte kultureller diskursiver Praktiken zu dekonstruieren. Damit haben sie maßgeblich zu der Entnaturalisierung des Körpers beigetragen und gezeigt, dass es keinen natürlichen, materiellen Körper gibt, der einer kulturellen Bezeichnungspraxis vorgelagert ist sowie jenseits von kulturellen Praktiken existiert. Diese Perspektive bezieht sich maßgeblich auch auf die Arbeiten Judith Butlers zur kulturellen Konstruktion des Körpers. Butler argumentiert, dass der geschlechtliche Körper erst im Akt der markierenden, differenzierenden und normierenden Bezeichnungspraxis konstitutiv hervorgebracht wird. Diese Perspektive löst die dichotome Trennung von biologischer Natur sowie diskursiv-historischer Kultur im individuellen Körper auf.⁵⁶

Die diskursive Konstruktion des Körpers, der gerade auch in sprachlichen Benennungspraktiken konstituiert wird, bedeutet jedoch nicht, dem Körper jede Form von Materialität abzusprechen, wie es Kritiker/innen einer kulturwissenschaftlichen Körpergeschichtsschreibung oftmals vorwerfen. Auch körperliche Erfahrungen wie Lust, Schmerz oder Tod sollen nicht negiert oder als ausschließlich sprachlich verfasst gedeutet werden. Ein kulturwissenschaftlich inspirierter Ansatz erkennt an, dass körperliche Erfahrungen sich nie vollständig in Sprache übersetzen lassen und es daher vielschichtige Brüche gibt. Gleichzeitig wird betont, dass diese nicht jenseits kultureller Zuschreibungen und sprachlicher Konventionen vermittelbar und damit der historischen Analyse zugänglich sind.⁵⁷

In Anlehnung an Judith Butler hat Philipp Sarasin herausgestellt, dass die kulturelle Konstruktion des Körpers in Verschränkung mit Subjektivierungsprozessen untrennbar mit performativen Praktiken⁵⁸ verbunden ist:

55 Vgl. als Überblick zu Diskussionen in der Körpergeschichte in den achtziger und neunziger Jahren Sarasin, *Mapping the Body; Stoff, Diskurse und Erfahrungen*. Eine herausragende körperhistorische Arbeit ist Möhring, *Marmorleiber*.

56 Butler, *Gender Trouble; dies., Bodies that Matter*.

57 Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, 32–36; vgl. insbesondere auch zu der Verschränkung von Materialität und Sprache sowie körperlichen Erfahrungen Butler, *Bodies that Matter*, ix-23, wobei Butler in ihrer zweiten Veröffentlichung gerade die Kritik an ihrem konstruktivistischen Ansatz aufgreift. Einen Überblick zur kritischen Rezeption Butlers liefert Lorenz, *Leibhaftige Vergangenheit*, 98–103.

58 Vgl. zu performativen Praktiken insbesondere Butler, *Performative Akte*. Performanztheoretische Ansätze beschäftigen sich mit dem Zusammenhang von menschlichem Handeln und Bedeutungskonstruktion. Die Grundannahme besteht darin, dass „Bedeutung erst im Augenblick des Äußerns, Aufführens oder sich Verhaltens hervorgebracht [wird]. Performances werden also nicht als Abbilder von Essenzen verstanden, ihnen

Es sind vielmehr kulturell kodierte „Techniken“, die den Körper bis in die Automatismen seiner Verhaltensweisen hinein als soziale Tatsache konstruieren. Das, was den Schwimmenden oder Gehenden als „natürlich“, als ihrem Körper „entsprechend“ erscheint, ist ein kontingentes Stück Kultur.⁵⁹

Hier wird deutlich, dass auch körperliche Bewegungsabläufe keine natürlichen ahistorischen Körperfunktionen darstellen, sondern selbst als kulturelle Praktiken historisiert werden müssen. Mit dieser konstruktivistischen Konzeptionalisierung von Bewegung kann das Sporttreiben als zentrale performative Praktik⁶⁰ verstanden werden, die durch ihren wiederholenden Charakter auf die Materialisierung spezifischer Körperlichkeit ausgerichtet ist. Dies kann beispielsweise durch eine bestimmte Körperhaltung, durch Muskelaufbau oder auch durch konkrete Bewegungsabläufe erreicht werden. Entsprechende Körperideale sind an ein historisch-kulturelles Verständnis von etwa Gesundheit, Schönheit und Fitness geknüpft, das entsprechende Sportpraktiken maßgeblich in der konkreten Ausrichtung bestimmt.

Unter dieser Prämisse können Sport- und Körperpraktiken als spezifische Technologien verstanden werden, mit denen das Individuum – eingebunden in normative Körperdiskurse – über die Arbeit am eigenen Körper „an aesthetic ‚sculpting‘ of the self“⁶¹ vornimmt. Mit Foucault gesprochen wird damit der Körper im Kontext von Subjektivierungsprozessen zum „Gegenstand und Zielscheibe der Macht [...], den man manipuliert, formiert und dressiert, der gehorcht, antwortet, gewandt wird und dessen Kräfte sich mehren“.⁶² Dies verweist darauf, dass die kulturelle Konstruktion von Körpern von vielfältigen Machtbeziehungen durchzogen ist. Dabei werden kulturelle Normen über spezifische Körperpraktiken dem Körper einverleibt.⁶³

Pirkko Markula und Richard Pringle haben in Anlehnung an Foucault gezeigt, wie im (modernen) fitnessorientierten Sport Herrschaftstechnologien wie Disziplinierung und Normalisierung mit Selbsttechnologien, die auf eine erwünschte und begehrte Transformation des individuellen Körpers zielen, verwoben sind.⁶⁴ Sportpraktiken einerseits als Herrschaftstechnologien in Form einer Disziplinarmacht zu konzeptionalisieren ermöglicht danach zu fragen, wie sie den individuellen Körper normativ, ausgerichtet an spezifi-

wird selbst eine bedeutungsstiftende und subjektbildende Kraft zugesprochen.“ Vgl. dazu Martschukat/Patzold, Performative Turn, 10–11.

59 Sarasin, Reizbare Maschinen, 15. Vgl. dazu auch Gebauer/Alkemeyer, Das Performative, 118.

60 Zu der Interpretation von Spielen und Sportwettkämpfen als „Aufführungen“ vgl. auch Fischer-Lichte, Performance, Inszenierung, Ritual, 36.

61 Besley/Peters, Subjectivity & Truth, 47.

62 Foucault, Überwachen und Strafen, 174; vgl. dazu auch Foucault, Macht und Körper, 933.

63 Markula/Pringle, Foucault, Sport and Exercise, 215.

64 Markula/Pringle, Foucault, Sport and Exercise, 171. Vgl. dazu auch Markula, Technologies of the Self; dies., Tuning Into Oneself.